

FRIEDRICH WEBER-STEINHAUS

„Bücher liest man in der Zukunft“ Zur Zeitlichkeit von Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“

Das Leben kann man nicht verlängern, aber wir können es verdichten.¹

Der Tod ist, wie man seit Heidegger wissen kann, die sicherste Möglichkeit eines menschlichen Lebens: möglich, sofern er noch nicht wirklich ist; sicher, sofern er nicht umgangen werden kann.² Eine entscheidende lebensweltliche Differenzierung dieser Möglichkeit liegt darin, ob sie eine abstrakte Möglichkeit – irgendwie, irgendwann – oder eine konkrete Möglichkeit bildet – aller Wahrscheinlichkeit nach unter bestimmten Umständen, in absehbarer Zeit.³ Wolfgang Herrndorfs zunächst als Blog und später postum als Buch veröffentlichter Text *Arbeit und Struktur* setzt zu dem Zeitpunkt ein, da die Krebsdiagnose des Autors seinen Tod zu einer solchen konkreten Möglichkeit hat werden lassen, bewegt sich von da an in dem, durch und gegen das Zeitregime seiner Krankheit und weist über dieses hinaus: „Bücher liest man in der Zukunft“⁴. Die hierbei durch die Genese aus dem Blog vorgegebene Kopplung von Lebenszeit, Schreibzeit, erzählter Zeit und dem Veröffentlichungszeitpunkt verbindet sich mit der Lesezeit des Buches, die den vorangegangenen dokumentierten und dokumentierenden Prozess auf ihre Weise beschleunigt wiederholen lässt. Dabei ist bemerkenswert, dass viele Leserinnen und Leser Herrndorfs von einem eigentümlichen ‚Sog‘ des Buches berichten: das sich ‚kaum weglegen‘ lasse, das verlange, ‚in einem Zug‘ gelesen zu werden.⁵ Das ästhetische Phänomen geht mit der Erfahrung einher, an etwas Bedeutsamen teilzuhaben. Das ‚Verlangen‘ des Textes ist auf die existenzielle Dimension des Todes verwiesen.⁶ Ästhetischer Sog und existenzielle Bedeutsamkeit lassen sich hierbei nicht auf das jeweils andere Moment reduzieren: Ohne die Krankheit und das Sterben Herrndorfs erübrigte sich die zeitlich und thematisch enge Bindung des Blogs, das

Für Diskussionen und Hinweise danke ich Claudia Stockinger und Jana Maria Weiß.

1 WILLEMSSEN (2014, Klappentext).

2 Vgl. HEIDEGGER (1976, 343).

3 Vgl. KLUPP (2017, 221).

4 HERRNDORF (2013, 386). Nachfolgend im Fließtext mit der Sigle *AuS* unter Angabe der Seitenzahlen zitiert.

5 Selbstverständlich ist dies nur *eine* Möglichkeit der Lektüre. Einige der auf *Amazon* vertretenen Leserstimmen untermauern indessen ihre Häufigkeit: „Zunächst bin ich [...] auf den [...] Blog gestoßen und hab diesen an 2 Tagen verschlungen. Ich weiß noch, wie ich diese beiden Tage wie gebannt war und kaum am realen Leben teilnehmen konnte.“ – „Ich habe das Buch im Sturm gelesen. Die letzten Ansichten eines Weltklasse Schriftstellers [sic].“ – „[F]ühlte mich während des Lesens immer total gefesselt, aber gleichzeitig [sic] auch wie ein Voyeur!“ „Hsmunich“ nimmt die ‚Fesselung‘ auf und bezieht sie auf die Genese des Buchs aus dem Blog: „Ein blog [sic] nachträglich durchzulesen – werde ich das durchhalten? Das habe ich mich gefragt, als ich [...] zu lesen begonnen habe. Und ab der 1. Seite nie mehr. Denn dieses Kunstwerk fesselt [...]“. „Ziegenbart“ kehrt schließlich einen der Gründe dieses Sogs hervor: „Am Ende fürchtet der Leser jede gelesene Seite, die ihn beim Umblättern dem unausweichlichen Ende näherbringt.“ (<<https://amzn.to/3H6gtMA>>, zuletzt: 12.9.2022).

6 Vgl. BALINT (2016, 1).

zu einem Buch geworden ist. Sie bilden dasjenige, was den Text und seine ‚alltägliche‘ Form zu ihrer spezifischen, scheinbar umfassenden Bedeutsamkeit erhebt. Doch ebenso wenig hätten Krankheit und Sterben allein gebanntes Interesse verlangen können; erst recht nicht in der Popularität, die *Arbeit und Struktur* erreicht hat.⁷

Vorliegend sollen der Sog und die Bedeutsamkeit des Textes als Effekte der in ihm beschriebenen Zeitlichkeitserfahrung und als der vom Text selbst entwickelten Zeitlichkeit beschrieben werden.⁸ Hierzu wird zunächst in zwei Kapiteln rekonstruiert, wie die auf der Ebene der *histoire* beschriebene Zeitlichkeit als erschriebene Zeitlichkeit entsteht. Herrndorf zeigt, wie das Schreiben und seine Medien ihn die ihm verbleibende Lebenszeit als wahrnehmbare, gestaltbare, zusammenhängende und offene Lebenszeit adressieren lassen (*I. ‚Lebenszeitobjekte‘*). Es geht um den Versuch, das eigene Leben angesichts des nahenden Todes in seiner Bestimmbar- und Bedeutsamkeit zu erfahren. Dem lesend zu folgen, kann heißen, sich dem Sog einer Suchbewegung zu überantworten, die auf die großen vorletzten und letzten Fragen gerichtet ist, ohne sich oder diese endgültig feststellen zu wollen (*II. Lebenszeitbewusstsein*). Die spezifische erzählerische Gestalt dieser Suchbewegung versucht das darauffolgende Kapitel mit Blick auf die ihr eigentümliche Verbindung der Chrono-Logiken von Blog und Buch nachzuvollziehen. Sofern erzählende Literatur in dem Sinne Zeitkunst ist, dass sie die Zeit als dasjenige Medium, in dem sie sich bewegt, zugleich qualitativ formt und verändert, soll Herrndorfs autobiographisches Verfahren hier als ‚Lebenszeitkunst‘ verstanden werden: als eine Weise, *in der Zeit von der Zeit* zu erzählen, so dass ihr unaufhaltbares Fort- und Vergehen keinen stummen Verlust bedeutet, sondern in Sprache Gestalt annehmen und bewahrt werden kann (*III. Lebenszeiterzählung*). Dieses literarische Verfahren und Begehren wird dann zuletzt als die Möglichkeit erfasst, das am Anfang von *Arbeit und Struktur* gezeichnete ‚Urbild‘ der ersten „Dämmerung“ verwandelnd zu wiederholen (*IV. Coda*).

I. ‚Lebenszeitobjekte‘. Wolfgang Herrndorf hat sich dazu entschieden, ein *Moleskine*-Heft zu kaufen:

Am 3. März kaufe ich mir am Alexanderplatz ein Notizbuch. Ich habe nie eins besessen, Dinge immer auf kleine Zettel, Bierdeckel, Fahrkarten notiert, wenn mir unterwegs etwas einfiel, Autor mit Notizbuch: schien mir immer eine Spur zu eitel für einen Behelfsschriftsteller wie mich. Jetzt ist der Wunsch danach übermächtig. Ich trage als erstes meinen Namen und 50 Euro Finderlohn vorne ein, wenig später mache ich eine 1 davor: 150 Euro. Irgendwas in meinem Innern sagt mir: Ich darf das auf keinen Fall mehr verlieren. (*AuS*, S. 115)

Die Sorge um den Verlust des Notizbuches gibt die Metonymie einer umfassenden Sorge. Es handelt sich um dasjenige Objekt, das angesichts der Zeitverknappung durch die Krankheit wesentlich dazu dient, „auf keinen Fall“ noch mehr Zeit zu verlieren. Auch

⁷ Vgl. KLUPP (2017, 236).

⁸ Dies in Antwort auf KLATT (2019), die ihre unter dem Begriff der „Intensität“ treffend erarbeiteten materialen Befunde („Selbstkohärenz durch Schreiben“ [385] sowie das „Primat der Gegenwart“ [388]) mit Großbegriffen überfordert (intensiv sei der Text als „Austragungsort der noch unentschiedenen Frage nach Sein und Nichtsein von Subjekt und Wahrheit“ [380]), welche eine Vermittlung mit der konkreten Lebenserfahrung Herrndorfs und der Leseerfahrung des Textes offenlassen.

wenn es die objektive, linear ablaufende Zeit nicht von sich aus verlängert, strukturiert es sie als Zeit eigener Vorhaben und offener Möglichkeiten – und bewahrt sie zugleich als erfahrene und erinnerte Zeit. Bereits der Gebrauch direkt nach seinem Erwerb lässt erste Konturen dessen erkennen. Zunächst notiert Herrndorf unmittelbare Vorhaben: „Termine und Einkaufslisten. Dinge, die mir Spaß machen könnten. Daß ich die Kapitelanfänge im Zauberberg, die von der Zeit handeln, noch einmal lesen will. [...] Paracetamol und eine Tastatur. [...] Meinem Nachbarn Geld für Luxuskopfhörer anbieten“ (*AuS*, S. 115). Die Vorstellung einer intellektuellen Beschäftigung, von Arbeitsutensilien und einer ruhigen Arbeitsumgebung gleitet weiter zur Vorstellung, „im Sommer 2011 auf dem Balkon meines Verlags mit dem fertig geschriebenen und gedruckten Jugendroman zu stehen, oben der Abendhimmel, neben mir alle vom Verlag“ (*AuS*, S. 116). Der Effekt dieser Vorstellung ist der einer prompten „subjektiven Zeitausdehnung“ (ebd.). Herrndorf schläft nicht mehr, arbeitet ununterbrochen, schreibt „alles in der Geschwindigkeit, in der ich es denke“, sieht seine „geringe Lebenserwartung [...] durch das Nichtschlafen fast verdoppelt“ und bemerkt, wie sein Zeitempfinden und die Zeitanzeige der Uhr auseinanderzutreten (vgl. ebd.). Schließlich scheint ihm so nicht mehr nur *ein* letztes Buch möglich. Er verfasst eine E-Mail an seinen Verlag, in der er vorschlägt, die Rechte an seinem „Lebenswerk“ (*AuS*, S. 117) schon vor dessen Fertigstellung „für eine sechsstellige Summe“ zu verkaufen, in der Erwartung, „von nun an bis zu meinem Lebensende mindestens alle drei Monate ein neues Buch rauszuhauen, also im Schnitt vier Romane pro Jahr, eine einfache buchhalterische Rechnung, auf Grundlage statistischer Überlegungen zur Lebenserwartung“ (ebd.). Herrndorfs buchhalterische Vermessung seiner verbleibenden Lebenszeit in potenziellen Romanen formuliert eine qualitative Lebenserwartung, deren Ereignisse und Entwicklungen weiterhin offenstehen. Seine radikal verknappte Lebenszeit soll weder leer verstreichen noch mit solchen Vorhaben verbracht werden, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht scheitern dürften – einige Urlaube statt einiger Romane etwa.

Entgegen aller Wahrscheinlichkeit hat sich diese Lebenserwartung erfüllt, wenn auch nicht in der von Herrndorfs avisierten Geschwindigkeit und Frequenz seiner Romanproduktion. Jedoch müssen selbst diejenigen Leserinnen und Leser, die die fünf Jahre später tatsächlich erschienene *Wolfgang Herrndorf Gesamtausgabe* in Händen halten, an dieser Stelle der Erzählung erfahren, wie die „subjektive Zeitausdehnung“ zunächst zur Manie und zur psychiatrischen Einweisung des Autors führt. Die „Rückblenden“ beschreiben und zitieren das Notizbuch dabei wiederholt als Schauplatz zur Verfertigung der „Weltformel“ (*AuS*, S. 131) und des Plans, „eine große, literarisch bedeutsame und tief bewegende Rede zu halten“ (*AuS*, S. 126). So ist das Notizbuch einerseits das Medium, das den manischen Gedanken Herrndorfs Raum gibt, sie stimuliert und steigert. Andererseits setzt eben dieses Medium dem noch während der Manie eine „Störinstanz“ (*AuS*, S. 142) entgegen. Das Notizbuch erhält die Bindung an die Realität, wenn auch prekär: Herrndorf wird zunächst schlicht darauf gestoßen, dass ein Satz, der während seiner nur unter größter Anstrengung möglichen Niederschrift bis in die Details der Formulierung überlebenswichtig schien, seine Bedeutsamkeit beim Wiederlesen verliert: „Weniger komisch und etwas verstörend scheint mir, daß der lebensrettende Satz, bei Licht betrachtet, keine besondere gedankliche Tiefe erkennen läßt“ (*AuS*, S. 128). Der Autor erkennt an, dass der mit der Notiz abgerufene Gedanke sein eigener ist. Sein Bewusstsein bleibt *ein* Bewusstsein, wird aufgrund

der Erinnerungsfunktion des Notizbuches aber mit der Diskontinuität seiner manischen Objektbesetzungen konfrontiert. Später bewahrt es seinen Charakter einer medialen „Störinstanz“ darin, dass es Herrndorf *den* Text seiner manischen Wahrheit nicht preisgibt:

In meinem Moleskine suche ich nach dem Text. Mir ist bewußt, daß ich ihn selbst noch nicht gesehen habe, ich spüre aber auch, daß ich ihn quasi hinter meinem eigenen Rücken aufgeschrieben habe, so daß er gleich auf wunderbare Weise vor meinen Augen erscheinen wird. Als es weder am Ende noch am Anfang noch in der Mitte des Notizbuchs einen geeigneten Text gibt, weiß ich, daß die Störinstanz ihn abermals vor mir verborgen hat. (AuS, S. 142 f.)⁹

Herrndorfs Realitätssinn kann sich gegenüber seinen entgrenzten Erwartungen behaupten, weil er die letztgültige Bestätigung der Bedeutsamkeit seiner Gedanken immer noch in einem lesbaren Text sucht: der in der Materialität der Handschrift unmanipulierbar vorliegt und dem potentiellen Urteil Anderer ausgesetzt werden kann. Ohne die mediale Beglaubigungsinstanz, so ließe sich spekulieren, hätte Herrndorfs Zustand auch in eine Psychose umschlagen können, sofern der (Nicht-)Text des Notizbuches mit Lacan als grenzziehender Signifikant verstanden wird, der die Trennung von Innen und Außen, Wort und Sache, Wunsch und Wirklichkeit aufrechterhält.¹⁰

Während der psychiatrischen Behandlung Herrndorfs bleibt dann nur mehr eine destabilisierte Zeitwahrnehmung zurück, die wiederum durch das Notizbuch restabliert wird:

Heftiger Kopfschmerz und abermals positive Gedanken, die in der Nacht von der Festplatte gelöscht werden wie alle positiven Gedanken zuvor. Unter unendlicher Anstrengung baue ich die Gedankenkette wieder zusammen und gehe auf Zehenspitzen auf Toilette, um sie aufzuschreiben. Im Moleskine steht am nächsten Morgen: „1. Den andern mitteilen, die Todesangst sei vorüber. 2. Aus dem Widerstand gegen den Gedanken seine Richtigkeit ableiten. 3. Leichter Kopfschmerz bleibt. 4. Werde dennoch ohne Tavor schlafen, womit 2. seine Bestätigung erfährt.“ usw. Später noch mehr Gedanken ähnlicher Art, diesmal schreibe ich unter der Bettdecke im Licht des Handydisplays, um meinen Zimmernachbarn nicht zu wecken. (AuS, S. 12)

Ohne bewusstseinsexterne Speicherung der „positiven Gedanken“ wird zwar nicht deren Existenz, wohl aber ihr Inhalt vergessen. Dementsprechend zielt der Versuch, den zuvor gedachten Gedanken „unter unendlicher Anstrengung“ zu rekonstruieren, auf die Rekonstruktion von Zeitkontinuität; Herrndorf wäre unbefriedigt geblieben, hätte er einfach einen neuen „positiven Gedanken“ formuliert. Nachdem die Rekonstruktion gelungen ist, wird der Gedanke notiert, um am nächsten Morgen wieder abgerufen werden zu können. Die Fremdheit gegenüber der eigenen Notiz – „Im Moleskine steht am nächsten Morgen: [...]“ – zeigt an, dass er sich ohne diese erneut nicht hätte erinnern können. Daraufhin folgt

9 Klatts Versuch, Herrndorfs „Ringeln um die Wahrheit“ (KLATT [2019, 386]) zu beschreiben, führt sie dazu, diese Situation nicht als Teil der Manie, sondern als den eines philosophischen Diskurses um das Sein und das Nichts zu verstehen (vgl. ebd.). Auf eine solche Wahrheit muss Herrndorf mit seinem buchstäblich fehlenden Text indes verzichten.

10 KLUPP (2017, 231) nennt *Arbeit und Struktur* im Ganzen ein mit „Worten erschaffenes Antipsychotikum“. Zur psychoanalytischen Theorie vgl. LACAN (1997, 240). Der fragliche Signifikant wird weder allein vom Objekt des Notizbuches noch durch einen tatsächlich vorliegenden Text gebildet. Erst als Medium zeigt das Notizbuch nicht einfach nur nichts, sondern das bestimmte Nichts eines ‚Nicht-Textes‘ an.

die Verstetigung dieser Praxis im sofortigen Notieren „Gedanken ähnlicher Art“, ohne die Anstrengungen der vorangegangenen Nacht.

Phänomenologisch gesprochen wird Herrndorfs Notizbuch in seinem Gebrauch zu einem „Zeitobjekt“. Die Niederschrift ermöglicht, den sonst schlicht vergangenen Eindruck bewusst zu halten („Retention“) und ihn auf die unmittelbar und in den nächsten Momenten folgenden Eindrücke zu beziehen („Protention“), indem die Notiz die Einheit eines in der Zeit verfertigten Objekts („Präsentation“) gibt, die danach in weiteren Erinnerungsakten („Repräsentationen“) abgerufen werden kann.¹¹ Sofern Zeit nicht in diskontinuierlichen Einzelmomenten wahrgenommen werden soll, ist jedes Bewusstsein auf Zeitobjekte angewiesen.¹² Das gilt umso mehr, sobald das Bewusstsein seine eingespielten inneren Zeitobjekte aufgrund psychischer Störungen verliert.¹³ Der von der Forschung wiederholt getroffene Befund,¹⁴ das Schreiben sei Herrndorfs ‚Überlebensstrategie‘ gewesen, konkretisiert sich demnach zuallererst an der vom Notieren ermöglichten Zeitlichkeit.¹⁵ Vor einem umfassenden Verständnis des Schreibens als Lebenssinn¹⁶ stiftet das Schreiben der Notizen die zeitliche Kontinuität des Bewusstseins, innerhalb derer sich der Autor – wenn auch begrenzt – selbst wahrnehmen („[I]eichter Kopfschmerz“), seine Gedanken reflektieren („[a]us dem Widerstand gegen den Gedanken seine Richtigkeit ableiten“) und an andere adressieren kann („[d]en andern mitteilen, die Todesangst sei vorüber“).

Später nimmt *Arbeit und Struktur* diese Funktionsweise der Notizen auf und führt sie in einem Zustand fort, der nicht mehr verlangt, die grundlegende Kontinuität des Zeitbewusstseins wiederherzustellen: Die Blogeinträge verzeichnen die Ereignisse des Tages und die Eindrücke des Autors, dienen der bewussten Wahrnehmung und Reflexion seiner Gegenwart sowie dem Versuch, (nicht nur) „positive Gedanken“ zu formulieren und zu begründen.¹⁷

In seiner Genese aus dem Zeitbewusstsein einzelner Momente erlaubt das Blog zugleich eine umfassendere Skalierung, die nicht nur Zeit-, sondern Lebenszeitbewusstsein verheißt. Jeder Einzeleintrag verweist mit seiner momentanen Wahrnehmung auf die mit ihm verknüpften vorangegangenen und nachfolgenden Einträge, ist eingebettet in eine Umgebung, die als ‚Ganzes‘ des Blogs und der von ihm verzeichneten Lebenszeit zumindest greifbar scheint. Ein konkretes Modell dieser Wahrnehmungsstruktur geben dann einige derjenigen tatsächlich ‚handlichen‘ Objekte, von denen im Zeit- und Textkontinuum des Blogs erzählt wird: Beim „ersten Besuch zu Hause“ sucht Herrndorf den „beruhigende[n] Anblick vertrauter Gegenstände“ und sieht seine Waschmaschine, eine *Miele* der „1968er Baureihe“ (*AuS*, S. 19) – einen Gegenstand, der nur drei Jahre jünger als er selbst ist, „also aus einer

11 Nach Husserl sind Zeitobjekte „Objekte, die nicht nur Einheiten in der Zeit sind, sondern die Zeitextension auch in sich erhalten“, wie etwa bei dem von ihm gewählten prominenten Beispiel der Melodie (HUSSERL [1928, 18 f.]). Zu den Begriffen der Retention und Protention vgl. HUSSERL (1928, 24 ff., 44 f.); für die der „Präsentation“ und „Repräsentation“ vgl. FUCHS (2015, 102).

12 Vgl. zu Herrndorfs ‚medialem‘ Bewusstseinsbegriff BALINT (2016, 7).

13 Vgl. FUCHS (2015, 106 ff.).

14 Unspezifisch u. a. bei BALINT (2016, 1), KLATT (2019, 385); bei DAIBER (2018) spezifisch unter dem Paradigma des *expressive writing* als Traumabewältigung.

15 Vgl. SIEGEL (2016, 354).

16 BURK (2015, 91).

17 Vgl. MICHELBACH (2016, 107, 116).

Zeit, als der Mond noch nicht betreten, Borussia Neunkirchen noch in der Bundesliga und das elektronische Signallämpchen nicht erfunden war“ (ebd.). Das fehlende Signallämpchen leistet eine eigene Rhythmisierung der Lebenszeit ihres Besitzers, mit der

[...] Überschwemmung des Fußbodens, die den Besitzer darauf hinweist, daß das Flusensieb voll ist. Man muß das Sieb dann rausnehmen und entflusen, etwa alle fünf Jahre, was bedeutet, daß dies im Leben des Automaten sieben oder acht Mal geschah, und ich erinnere mich, wie gerührt ich immer beim Entflusen war: wie die Zeit vergeht. Die Maschine wurde nie gewartet und war nie defekt. (*AuS*, S. 20)

Die Langlebigkeit hochwertiger Produkte steht dem antizipierten Tod des Autors selbst entgegen:

Winterfutter in die Jacke geknöpft, die ich 1992 mit Arbeitshose und Käppi zusammen auf der Post bekam, Hilfsarbeiter, Zugverladung. Seitdem die Jacke Jahr für Jahr getragen, jeden Sommer, jeden Winter. Zwanzig Mal habe ich das Futter im Frühjahr rausgeknöpft und zwanzig Mal im Winter wieder rein. Sensationelle Qualität, begrabt meine Jacke an der Biegung des Flusses. (*AuS*, S. 312)

Die ihrer Funktion treubleibenden Objekte verleihen der vergangenen Lebenszeit („*nie defekt*“, „*jeden Sommer, jeden Winter*“) eine eigene dichte Erscheinungsweise, die sich nicht an einzelnen erinnerten Momenten festhalten muss, um das Ganze der Lebenszeit in den Blick zu nehmen. Das betrifft allerdings auch weniger langlebige Objekte: „Das Verfallsdatum auf dem [...] Ciabatta zum Aufbacken ist der 17. Februar“ (*AuS*, S. 375). Anstatt eine Erinnerung an eine bestimmte Zeit hervorzurufen, erinnern die Waschmaschine, die Jacke und das Brot an die Zeit selbst, daran, wie sie und dass sie vergeht.¹⁸ Dennoch handelt es sich hier gerade nicht um eine allgemeine Zeit eines abstrakten Begriffs oder einer bloßen Floskel. In der Einheit der konkreten Gegenstände erscheint sie als Herrndorfs eigene, individuell erfahrene Lebenszeit, die trotz seines nahenden Todes eigen bleibt: nicht zuletzt, indem er sie sich durch die beschriebenen Objekte als erinnerte Zeit schreibend aneignet.¹⁹

II. Lebenszeitbewusstsein. Während die Objekte der Waschmaschine, der Jacke und des Brots nur das Gegebene der Lebenszeit anzeigen, versucht das Blog zugleich auch, ihre Potentiale zu artikulieren, sie intentional zu gestalten und somit vor ihrem Verfall in eine leere und konturlose Zeit zu bewahren. Es vermag dies als ein ‚Lebenszeitmedium‘, das beobachtet werden und seinerseits beobachten kann. Für die Lektüre von *Arbeit und Struktur* bedeutet das, die Setzung, die Begründung und den Vollzug von Herrndorfs unterschiedener Konjunktion von „Weiterleben-Weiterschreiben“²⁰ in ihren Bedingungen und entgegen ihrer Widerstände nachvollziehen zu können.

Die erste Bedingung ist, dass Herrndorf seinen Tod über weite Strecken weiterhin nicht als etwas definitiv Bestimmtes, sondern als Möglichkeit wahrnimmt. Das heißt nicht,

18 Vgl. BALINT (2016, 11).

19 FASSIO (2019, 305 f.) bezeichnet dies als „Praktiken der Subjektivierung“, KLATT (2019, 382 f.) als solche der Individualisierung.

20 Johannes Hoffmann: „fühle mich dünn in eine etwas papierene Welt hinausgebaut.“ *Arbeit und Struktur. Funktionen des Blogs im Zeichen der Krankheit.* Unveröffentlichte Forschungsarbeit (2013), zitiert nach DAIBER (2018, 64).

dass der Tod eine Möglichkeit wäre, deren Verwirklichung ausbleiben könnte. Stattdessen akzentuiert der Begriff der Möglichkeit, wie Herrndorf sein bevorstehender Tod erscheint und welche Bedeutung dieser für sein Lebenszeitbewusstsein hat.²¹ Eine Grundlage dessen ist das medizinische Wissen um die statistische Wahrscheinlichkeit des eigenen Todes:

Die [...] Gauß'sche Glockenkurve der UCLA rettet in den ersten Nächten mein Leben. [...] Es ist absolut unwahrscheinlich, weit über den Median auszureißen, aber das Diagramm mit seinen grauen Flächen und Prozentzahlen gibt mir etwas von der Ungewißheit zurück, die man braucht, um zu leben. Es kann in drei Wochen vorbei sein oder in 6065 Tagen. (*AuS*, S. 107)²²

Anders: „Mit der Diagnose leben geht, Leben ohne Hoffnung nicht“ (*AuS*, S. 178). Die Hoffnung ist hier nicht, letztlich vom Krebs geheilt zu werden. Es ist die eines durch medizinische Behandlung verlängerbaren und hierin offenen Zeithorizonts. Den Tod als Möglichkeit wahrnehmen zu können, heißt, einen Zeitspielraum vor sich zu haben, dessen exaktes Ende unbestimmt ist. Das konkrete Ereignis, das sein Tod einst bilden wird, steht vor seinem tatsächlichen Eintritt nicht fest. Das bedeutet auch, wie alle anderen weiterhin potentiell in jedem Moment sterben zu können. Herrndorf notiert mehrmals, welche Gefahren unabhängig von seinem Glioblastom bestehen: beim Schwimmen im Meer oder bei einem seiner zwei Autounfälle.²³ Der Suizid, der die Kontingenz des Todes verneint, erfolgt dementsprechend erst nach der Auskunft des Arztes, dass die Krankheit nicht mehr behandelbar sei (vgl. *AuS*, S. 420 ff.).²⁴

Zu der spezifischen Möglichkeit dieses Todes gehört dennoch, dass er zu einer konturierten und zeitnahen Möglichkeit geworden ist. Ein Umstand, den Herrndorf mit der Frage nach der Unterscheidung zwischen einem ‚abstrakten‘ und einem ‚konkreten‘ Wissen vom Tod adressiert:

Daß alles vergeht und die Menschheit stirbt und die Sonne erlischt und alles sinnlos ist, habe ich immer gewußt. Nie, auch mit sechs Jahren nicht, hatte ich den geringsten Zweifel daran. Aber das ist eine eher abstrakte Erkenntnis, konkret zu Bewußtsein ist sie mir nur zwei oder drei Mal gekommen im Leben. Einmal als Kind, als ich merkte, daß ich sterben mußte. Einmal, erinnere

21 Heidegger unterscheidet, ob der Tod als der Tod anderer, als allgemeine Notwendigkeit oder als der eigene Tod erscheint. Nur der Tod anderer könne als bestimmtes Ereignis innerhalb der Welt wahrgenommen werden; als Ereignis, das sich von außen bestätigen und bezeichnen lasse. Das Bewusstsein des eigenen Todes könne hingegen nur darin bestehen, einst zu sterben; sobald der eigene Tod wirklich ist, kann er nicht mehr als Ereignis bewusst werden. Sofern sich das konkrete Ereignis, das der eigene Tod dennoch einst sein wird, weder als Vorgang noch hinsichtlich seiner Umstände oder seines Zeitpunktes vorherbestimmen lasse, könne es in den Bereich des Allgemeinen verschoben werden: „[M]an stirbt“, weil damit jeder andere und man selbst sich einreden kann: je nicht gerade ich; denn dieses Man ist das Niemand“ (HEIDEGGER [1972, 336]). Diese Verdrängung zielt auf den beunruhigenden Doppelcharakter des Todes: Er sei „gewiss und dabei unbestimmt, das heißt jeden Augenblick möglich“ (HEIDEGGER [1972, 343, Hervorh. F. W-S]). Folgt man Herrndorf hier selbst, muss es sich dabei gerade nicht um die Erschließung der „Ursprünglichkeit des Daseins“ handeln, die KLATT (2019, 14) mit Heidegger konzidiert. HERRNDORF (2013, 227) fasst die konkrete Möglichkeit seines Todes strikt phänomenologisch: „Man wird nicht weise, man kommt der Wahrheit nicht näher als jeder. Aber in jeder Minute beim Tod zu sein, generiert eine eigene Form von Erfahrungswissen“.

22 Vgl. ARNDT (2018, 525).

23 „Passig: „Da, wenn sie die rote Fahne aufziehen, müssen wir alle sterben ... ja, du lachst“ (HERRNDORF [2013, 189 f., vgl. auch ebd., 294 f., 406 f.]).

24 Vgl. zur korrespondierenden „Exitstrategie“ des Revolvers Herrndorfs die konzisen Überlegungen von GLÜCK (2021, 94).

ich mich, beim Lesen eines Artikels über das Graviton, wo ich auf einmal wußte: Es gibt diese Welt nicht, es ist ein bodenloses Nichts, und es knickte mir die Beine weg. (*AuS*, S. 110)

So körperlich wirksam dieses Bewusstsein für das Kind ist, handelt es sich doch um die Vorstellung eines allgemeinen, vom eigenen Subjekt distanzierten Tod, mit dem „alles vergeht“. Was Herrndorf damit auf gewisse Weise „immer schon gewußt“ hat, nimmt nach der Diagnose aber eine entschieden veränderte Gestalt an: „[M]an kommt der Wahrheit nicht näher als jeder. Aber in jeder Minute beim Tod zu sein, generiert eine eigene Form von Erfahrungswissen“ (*AuS*, S. 227). Scheinbar paradox ist diese Zeiterfahrung dennoch nicht ausschließlich „in jeder Minute beim Tod“, sondern auch als Gegenwart bei sich angekommen: „Es beginnt: Das Leben in der Gegenwart“ (ebd.).²⁵ Trotz der Sinnlosigkeit *allen* Lebens, die er als Metaphysik unter umgekehrten Vorzeichen konzidiert, beansprucht Herrndorf nun den performativen Sinn der Selbstbehauptung seines *einen* Lebens:

Der Versuch, sich selbst zu verwalten, sich fortzuschreiben, der Kampf gegen die Zeit, der Kampf gegen den Tod, der sinnlose Kampf gegen die Sinnlosigkeit eines idiotischen, bewußtlosen Kosmos, und mit einem Faustkeil in der erhobenen Hand steht man da auf der Spitze des Berges, um dem herabstürzenden Asteroiden noch mal richtig die Meinung zu sagen. (*AuS*, S. 214)

Dieser „Kampf gegen die Zeit“ fordert im Wesentlichen, *jetzt* zu schreiben.²⁶ Kurz nach der Diagnose erinnert sich Herrndorf an seine offenen Romanprojekte, von denen drei „schon Anfang und Ende und jeweils zwischen 300 und 600 Seiten“ haben, bei deren Überarbeitung er sich aber „in den letzten Jahren [...] immer wieder in neuem Material verloren“ habe, „im jugendlichen Bewusstsein, noch ewig zu leben“ (*AuS*, S. 105). In einer endlichen Zeit schreiben zu müssen, heißt nun vor allem: es zu können.²⁷ Ohne die Mühen scheinbar unendlicher Möglichkeiten kann er die Entscheidung für ein Projekt vornehmen, die dem Datum nach treffend, inhaltlich aber zufällig gewesen sei: „Das Erste, was ich sehe, ist die Eintragung, wann ich die Idee zu dem Jugendroman hatte: am 1. März 2004. Auf den Tag genau vor sechs Jahren. Ich glaube nicht an Zeichen, aber damit ist klar: Das ist das Projekt“ (*AuS*, S. 112). Herrndorf erinnert sich, wie er schon damals in „zwei, drei Tagen 150 Seiten als Gedankenstütze“ (*AuS*, S. 113) runtergeschrieben habe, und hat beim „Blick in diese Dateien jetzt zum ersten Mal de[n] Eindruck: Ich kann das, ich habe keine Mühe mehr, mich für einen Ton zu entscheiden, [...] ich hau das in einem Monat zusammen, wenn’s sein muß“ (ebd.). Zentral ist, dass der Erfolgsautor Herrndorf hier nicht beschreibt, von nun an richtige oder wohlbegründete literarische Entscheidungen zu treffen. Die Erleichterung der Zeitverknappung besteht darin, sich überhaupt entscheiden zu können. Wie auch das Nachwort von *Arbeit und Struktur* unterstreicht, hat er die Kontingenz einzelner, noch unrealisierter literarischer Entscheidungen für sich anerkannt und deren Bedeutung gegenüber der Entstehung ganzer Texte zurückgestellt.²⁸

25 Vgl. KLATT (2019, 388).

26 Vgl. BALINT (2016, 3).

27 Vgl. DAIBER (2018, 69).

28 Vgl. GÄRTNER, PASSIG (2013, 443).

Trotz Herrndorfs Wunsch, die Romane fertigstellen zu können, bestimmt er das Schreiben als Mittel im „Kampf gegen die Zeit“ nicht ausschließlich von seinem Ende her. Es stellt auch die verbleibende Möglichkeit einer schon im Moment erfüllten Gegenwart:

Am besten geht's mir, wenn ich arbeite. Ich arbeite in der Straßenbahn an den Ausdrucken, ich arbeite im Wartezimmer zur Strahlentherapie, ich arbeite die Minute, die ich in der Umkleidekabine stehen muß, mit dem Papier an der Wand. Ich versinke in der Geschichte, die ich da schreibe, wie ich mit zwölf Jahren versunken bin, wenn ich Bücher las. (*AuS*, S. 44)

In der beschriebenen Mußerfahrung des Schreibens entsteht eine Eigenzeit, die nicht von den Sorgen und Zwecken der Zukunft, sondern durch die ungeteilte Aufmerksamkeit für den in der Gegenwart entstehenden Text bestimmt ist.²⁹ Zugleich speist sich die Dringlichkeit, mit der Herrndorf weiterarbeitet, nicht allein aus jenen erfüllten Momenten. Sie dient auch zur Begrenzung einer immer wieder entstehenden leeren, sinnlosen und unförmigen Zeit, die für den Autor stets eine Zeit ohne Arbeit ist: „Schon einige Wochen nicht mehr richtig gearbeitet. Rückkehr in den alten Stumpfsinn“ (*AuS*, S. 177); „Aber die Tage schwinden dahin und mit ihnen die Hoffnung. [...] Die letzten Wochen krampfhaft Kapitel zusammengeschaubt, das Gefühl der Sinnlosigkeit überrennt mich“ (*AuS*, S. 178); „Vorläufige Version des Wüstenromans zusammengeschaubt und an die ersten Korrekturleser geschickt. Danach sofort Gefühl der Leere.“ (*AuS*, S. 219); „Maximal noch drei Tage, dann bin ich mit allen Korrekturen durch. Dann kommt nichts mehr von Bedeutung“ (*AuS*, S. 246). Denn: „[N]ur Arbeit hilft. Alle Panik ja immer nur dem Gedanken an die verlorene Arbeitszeit geschuldet“ (*AuS*, S. 392). Was sich hier abstrakt als depressive Reaktionsweise bezeichnen ließe, zeigt sich dem Phänomen nach als tiefgreifender Verlust („verlorene Arbeitszeit“). Die stockende, unterbrochene oder beendete Arbeit bedeutet den Verlust eines Ziels, den Mangel eines auf Gegenwart und Zukunft gerichteten Begehrens. Der Autor beschreibt weiter, wie sich die drängende Abwesenheit von etwas Bestimmten – der Arbeit – zu einem umfassenden Nichts, einem gänzlich leeren Weltverhältnis ausdehnt. Zwischen dem Subjekt und der fortlaufenden Zeit reißt die Vermittlung auf, die zuvor durch die Arbeit aufrecht erhalten wurde: ‚Leer‘ ist die Zeit, weil sie nicht ‚mit etwas‘ verbracht wird, also keine Relation besteht, in der das Subjekt die Zeit als seine eigene wahrnehmen kann. Der Effekt ist, dass Herrndorf sein Zeitverlust ebenso unabweisbar wie schmerzlich bewusst wird und und zwar als ein solcher, der von einer leeren Gegenwart auf eine ebenso leere und sich beständig verknappende Zukunft überzugreifen scheint. Wie im Falle des plötzlichen Verlusts von etwas oder jemand Bedeutendem tritt zum Mangel des Verlorenen selbst die Schwierigkeit hinzu, den Verlust psychisch als Abschied zu symbolisieren: „Panik“. Das Schreiben des Blogs ist demgegenüber nicht nur eine rudimentäre Fortführung der schriftstellerischen Arbeit Herrndorfs. Als symbolisierende Praxis dient es auch dazu, den Verlust der Zeit zu bezeichnen, diesen als Phänomen einzugrenzen, ihn zumindest perspektivisch von der Gegenwart in die Vergangenheit verschieben und somit bewusst verabschieden zu können.

Letztlich vermag das Schreiben aber vor allem, Herrndorfs Entschluss für ein offenes Zukunftsverhältnis Gehalt und Orientierung zu verleihen: *Arbeit und Struktur*. Der Ausgang

29 Zur Muße vgl. FIGAL (2015, 20).

seiner Vorhaben bleibt offen. Es kann sein, dass er noch für längere Zeit lebt, weswegen das „Motivationsproblem, von morgens bis abends an etwas zu arbeiten, das man mit achtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit als Ergebnis nicht sehen wird“, damit gekontert werden kann, „daß ich mir in zwei Jahren mit zwanzigprozentiger Wahrscheinlichkeit in den Arsch beißen werde, wenn ich es dann nicht geschrieben habe“ (AuS, S. 83). Selbst wenn Herrndorf es nicht sagt, weiß er, dass das Potential, an einem Roman zu scheitern, ungleich höher ist als bei anderen Vorhaben. Dies steigert sich nochmals mit dem Ziel eines „Lebenswerks“ (AuS, S. 117) und wird mit seinem – von ihm zuvor nie ernsthaft erwogenen – durchbrechenden Erfolg zu einer vollends unwahrscheinlichen Möglichkeit. Deren tatsächliche Verwirklichung zu beobachten ist einer der besonderen Reize der Lektüre des Journals.³⁰ In der Perspektive des Autors heißt noch scheitern zu können jedoch wesentlich, in einem qualitativen Sinne weiterzuleben und gerade deshalb nicht an der Krankheit gescheitert zu sein. Das Schreiben lässt den Autor die Bedeutsamkeit des von ihm erzählten Lebens erfahren, der Gleichgültigkeit des Scheiterns und Gelingens seiner Vorhaben entgegentreten. Das setzt zwar voraus, dass Herrndorf um seinen nahenden Tod weiß. Dieser Umstand allein reicht aber nicht hin, um den Vollzug dieser Bedeutsamerfahrung zu gestalten: Sie besteht und entwickelt sich als erschriebene, als erzählte Bedeutsamkeit in der Zeit.

III. Lebenszeiterzählung. Damit geht es gerade nicht um ein besonderes Wissen vom Tod, sondern um Lebens-Wissen im prägnanten Sinne: wie trotz des – nahenden – Todes gut gelebt werden kann.³¹ Mit dem Versprechen, diese Frage tatsächlich zu beantworten, wird der Text bedeutsam. Authentisch versprechen kann er dies jedoch nur, indem er auf den Anspruch einer scheinbar allgemeinen, unmittelbar übertragbaren Antwort verzichtet. Anders perspektiviert: Dasjenige, was hier zuletzt in Thesen rekonstruiert wurde, entwickelt *Arbeit und Struktur* erzählend, durch die und entgegen der lebensweltlichen Widerstände der jeweils erzählten Situationen. Herrndorfs Text bringt sein *memento mori* nicht auf eine Formel, sondern in Erfahrung.

In der besonderen Anordnung seines Erzählens liegt dann das diesem eigene Vermögen, seine Bedeutsamkeit für die Lektüre drängend werden und in das ästhetische Phänomen des Sogs übergehen zu lassen. Rezeptionsästhetisch bezeichnet dieser Sog die zeitliche Verlaufsform einer gesteigerten intersubjektiven Aufmerksamkeit. Mit ihm muss das Interesse für den Text nicht mehr ‚aufgebracht‘ werden. Dessen Versprechen an die Lesenden, hier an etwas unbedingt Bedeutsamen teilzuhaben, bindet die Aufmerksamkeit im doppelten Sinne: als ‚Bindemittel‘, sofern die Aufmerksamkeit nicht mehr frei um verschiedenes anderes fließt; als ‚Fessel‘, sofern sie sich hiernach nicht mehr unmittelbar vom Text lösen kann. Wie Herrndorf beim Schreiben von *Tschick* „in der Geschichte versink[t]“ (AuS, S. 44), überlässt sich die Lektüre im Sog der Eigenzeit des Textes, gegenüber der die fortlaufende Zeit der Uhr an Bedeutung verliert. Ebenfalls wie Herrndorf, der an derselben Stelle von denjenigen Büchern spricht, die ihn „am stärksten beeindruckt haben“ (ebd.), kann diese Erfahrung kaum anders als die einer emotional involvierten Lektüre gedacht werden. Wenn sich die Lektüre hiermit beschleunigt, ergibt sich im Fall dieses besonderen ‚Pageturners‘

30 Vgl. KLUPP (2017, 232).

31 Vgl. KLUPP (2017, 230).

ein Übertragungseffekt zwischen der so knappen wie intensiven Lebenszeit Herrndorfs und der so kurzen wie intensiven Lesezeit seiner Leserinnen und Leser. Zudem akzentuiert sich die Frage nach dem Ende des Textes hier auf eine eigene Weise: Das bekannte ‚Was‘ des Endes ist nachrangig gegenüber dem ‚Wie‘. Das Spannungsmoment des Sogs etabliert sich demnach als intensive Wahrnehmung der Sukzession von Momenten innerhalb eines dichten und auf ein Finale hin ausgerichteten Zeitverlaufs.

Was das heißt, kann zunächst anhand der Lektüre des Blogs vor dem Tod seines Autors schematisch evident gemacht werden: Es handelt sich um ein Blog, das sein Ende mit sich geführt hat. Die konkrete Möglichkeit des Todes Herrndorfs setzt der zeitoffenen Struktur des Blogs ein schließendes Moment entgegen, das ihn schon während seiner Entstehung in die Finalität des Buches bindet. Lebens- und Textende sind mithin schon vor ihrem tatsächlichen Eintritt deutlich präsent: Wann kommt es? Zeichnen sich Entwicklungen ab, die es vorausdeuten oder einstweilen distanzieren lassen? Geht es überhaupt weiter?³² Ohne die konkrete Möglichkeit des Todes, so steht zu vermuten, wäre das Blog in einem unkonturiert-offenen Zeithorizont entstanden, der Spannung allenfalls in bestimmten Momenten, nicht aber als umfassendes Strukturphänomen zugelassen hätte.

Für die postume Lektüre des Buches verändern sich die Bedingungen dieser Charakteristik. Diese selbst bleibt aber erhalten. Martínez und Scheffel beschreiben die „scheinbar paradoxe“ Wahrnehmungsweise des Lesens von Erzählungen, ein dargestelltes „Geschehen zugleich als offen und gegenwärtig und als abgeschlossen und vergangen“ aufzunehmen.³³ Das Erzählen bildet eine „doppelte Zeitperspektive“,³⁴ die den Zeitpunkt des Erzählten und den Zeitpunkt des Erzählens in *einer* Wahrnehmung verbindet. Im Falle von *Arbeit und Struktur* ist es unproblematisch, den Aspekt einer offenen Gegenwart der Figurenperspektive geltend zu machen; Erzähler und Figur fallen hier personell wie zeitlich zusammen. Problematisch ist erst das ‚Danach‘ des Erzählens, sofern der „kontemporäre Chronist“ laut Martínez und Scheffel keine „kognitive Position“ einnehmen könne, „die dem beschriebenen Ereignis gegenüber zukünftig ist.“³⁵ Herrndorfs Lösung besteht dennoch nicht darin, auf das ‚Danach‘ und damit auf das Erzählen selbst zu verzichten. Im Ausgang von der konkret gewordenen Möglichkeit seines Todes verlagert er die „kognitive Funktion“ der Retrospektive in das von ihm entwickelte textuelle Verfahren.

Damit ist es nicht der Tod allein: Anders als Texte, die ebenfalls kurz vor dem Tod ihrer Autorinnen und Autoren entstanden sind – wie etwa Fritz Zorns *Mars* – bestellt *Arbeit und Struktur* eine eigene Verbindungsweise von erzählter Zeit, Erzählzeit, Schreibzeit und Veröffentlichungszeitpunkt, die es von Formen herkömmlichen autobiographischen Erzählens unterscheidet. Noch als Buch ist ihm seine Genese aus einem Blog inhärent.³⁶ Herrndorfs Text entsteht nicht in langen, einander abschließenden Zeiträumen, wo der Abschluss der erzählten Lebenszeit die Bedingung des Beginns der Schreibzeit und deren Ende wiederum die Bedingung der Veröffentlichung wäre. Herrndorf wiederholt die Abfolge von erzählter

32 Vgl. BURK (2015, 95).

33 MARTÍNEZ, SCHEFFEL (2012, 123).

34 MARTÍNEZ, SCHEFFEL (2012, 123).

35 MARTÍNEZ, SCHEFFEL (2012, 125).

36 Vgl. hierzu, wie zur umgekehrten Dynamik: ARNDT (2018, 532), MICHELBACH, (2016, 108 ff.), SIEGEL (2016, 362).

Lebenszeit, Schreibzeit und Veröffentlichung vielfach, mit einer kurzen Ausdehnung der jeweiligen Zeitphasen und ohne strenge zeitliche Abgrenzung ihrer jeweiligen Tätigkeiten. Das gegenwärtige Schreiben ist Teil der erzählten Lebenszeit, die ihrerseits noch nicht abgeschlossen ist und dennoch auf bereits veröffentlichte Teile der eigenen Autobiographie zurückblicken kann.

Die Kopplung von erzählter Lebenszeit, Schreibzeit und Veröffentlichungszeitpunkt bedeutet jedoch nicht, dass alle Momente in eins fallen. Die Veröffentlichung von *Arbeit und Struktur* organisiert sich als komplexes Verfahren: Anders als für ein Blog üblich, ist die kleinste per Link verfügbare Einheit nicht der datierte Eintrag, sondern das nummerierte Kapitel. Zugleich belegt Schuhmacher, dass Herrndorf diese Kapitel bereits unabgeschlossen veröffentlicht hat. An der Stelle der Titelnummerierung stand hier „WORK IN PROGRESS“.³⁷ Diese Befunde müssen einander nicht widersprechen, wenn sie sich schlicht auf verschiedene Veröffentlichungsphasen der Einträge beziehen. Zum einen berichten Leserinnen und Leser davon, dass Herrndorf die neuen täglichen Einträge einzeln veröffentlicht hat. Zum anderen ist die tagesaktuelle nicht identisch mit der endgültigen Version der Kapitel. Burk spricht hier von der „intervallartigen“ Publikation des Blogs.³⁸ Mit dieser lägen „die rückdatierten Einträge [...] zum Zeitpunkt der Publikation bereits etwa einen Monat in der Vergangenheit“, „sodass der Schreibprozess und die Herausgabe der Einträge zeitlich klar voneinander getrennte Vorgänge werden.“³⁹ Selbst wenn diese Trennung nur mit den abgeschlossenen Kapiteln voll entfaltet wurde, ist sie produktionsästhetisch entscheidend, weil sie Herrndorf ermöglicht, das Schreiben in der Gegenwart als „kontinuierliche Narration“ mit bestimmten Funktionen eines späteren Erzählens zu verbinden.⁴⁰ Herrndorf benennt das selbst: „Ich sammle, ich ordne, ich lasse aus“ (*AuS*, S. 292). Es geht hierbei nicht allein um die Korrektur von „erkennbar falsch und ungenau Beschriebene[m]“ (ebd.). Die genannten Operationen erlauben, die Erzählung entlang der Verlaufsstruktur der Ereignisse ihrer Geschichte zu entwickeln. Mit der Sammlung der Einträge kann der Autor ihre mögliche Ordnung wahrnehmen und das, was ihr zuwiderläuft, nachträglich anpassen oder auslassen. Die Rezeption dieser noch vor dem gesamten Text entstehenden ‚Ausgabe letzter Hand‘ kann in den abgeschlossenen und nummerierten Kapiteln schließlich Einheiten ausmachen, die zumindest in ihrer Affordanz auf eine Verlaufsstruktur von Entwicklungsphasen verweisen.⁴¹

Damit sind auch Schreibzeit und Erzählzeitpunkt nicht identisch. Erstere bezeichnet den tatsächlichen Verfertigungsprozess des Textes von der ersten Niederschrift bis zur Überarbeitung; letzterer zielt demgegenüber auf die inszenierte Gestik des Erzählens. Der jeweilige Eintrag zeigt auf den datierten Moment, zu dem zuerst geschrieben wurde und auf das jüngst Vergangene der diesen Moment umgebenden Stunden und Tage; die Erinnerung an länger Zurückliegendes bleibt hierbei stets an den Erinnerungsakt der Gegenwart gebunden. Das heißt, dass die unmittelbare Gegenwart in einem präzisen Sinne Gegenstand der Texte ist: Sie ist dasjenige, was den Umfang ihrer Aussage vorgibt und begrenzt. Auch wenn es

37 Vgl. SCHUMACHER (2019, 57 ff.).

38 BURK (2015, 94).

39 BURK (2015, 95).

40 BURK (2015, 94).

41 Vgl. SCHUHMACHER (2019, 60).

Herrndorf nicht durchgängig möglich ist, folgen die einzelnen Einträge dem Vorhaben, ihre jeweilige Gegenwart in einer für andere nachvollziehbaren Erzählung zu fassen. Diese Gestik mag eine Inszenierung der Gegenwärtigkeit des Erzählens sein. Eine bloß simulierte Gegenwärtigkeit bildet sie dennoch nicht: Die nachträgliche Voraussicht der späteren Veröffentlichung greift nicht über den Zeitpunkt der Überarbeitung hinaus. Dergestalt vollzieht das Erzählen von *Arbeit und Struktur* Herrndorfs erlebte Wirklichkeit nicht nur dem Gegenstand nach, sondern in einem strukturellen Sinne mit: Wie seine Wirklichkeit steht sein Erzählen vor einem offenen, unübersehbaren und unkontrollierbaren Zeithorizont.

Mit der konkreten Möglichkeit des Todes ist diese Öffnung zur Gegenwart jedoch zugleich auf eine Schließung bezogen, die Herrndorfs Journal von vergleichbaren Texten – wie etwa Goetz' *Abfall für Alle* – unterscheidet.⁴² Dieser Umstand ist nicht zuletzt für seine Lesbarkeit als Erzählung entscheidend. Sie kann sich für die Gegenwart öffnen *und* klare zeitliche Konturen entwickeln, weil sie auf einen unumgänglichen und qualitativ bestimmten Fixpunkt in der Zukunft verwiesen ist.⁴³ Herrndorf selbst beschreibt die literarische Eignung seiner Lebenssituation damit, „den tragischen Helden mit wohlgesetzten, naturnotwendigen, fröhlichen Worten in den Abgrund stürzen zu dürfen wie gewohnt“ (*AuS*, S. 292).⁴⁴ Das, was der Autor als künftiges Ereignis benennt, zeigt sich indessen auch in seiner Bedeutung für die Gegenwart. Der Tod strukturiert zwar nicht den Zusammenhang aller erzählten Lebensereignisse untereinander. Wohl aber schreibt er jedem einzelnen der Ereignisse eine innere Teleologie ein, die diese in ihrer Gesamtheit verbindet,⁴⁵ und dergestalt mit einer spezifischen Funktion späteren Erzählens versieht. Anstatt als bloße Gegenwart für sich zu erscheinen, wird diese stets von einer bereits konturierten, aber noch nicht eingetretenen Zukunft her wahrgenommen. Demnach ist Herrndorfs Journal als dichte Erzählung lesbar, weil es die Forderung einer „doppelten Zeitperspektive des Erzählens“ auf eigensinnige Weise erfüllt: nicht als nachträgliches Einholen einer vergangenen Gegenwart, sondern als Vorausgriff auf ihre Retrospektive.

Konkret zeigt sich das im Unausgesprochenen kleinster Erzähleinheiten: „Spazieren gegangen Richtung Alexanderplatz. Über den Jahrmarkt gelaufen, mit der Wilden Maus gefahren. Die Einsamkeit der letzten Jahre“ (*AuS*, S. 161). Trotz der elliptischen Sätze, trotz des einfachen und kaum beschriebenen Ereignisses und trotz seiner bloß angedeuteten Reflexion kann der erzählte Moment ohne Weiteres im Zusammenhang der Lebenszeit Herrndorfs wahrgenommen werden. Anstatt dass der Besuch eines Jahrmarkts etwas wäre, das man ‚einfach‘ tun kann, erscheint es als etwas, das man ‚noch einmal‘ tun konnte: Der Jahrmarkt auf dem Alexanderplatz findet nur einmal im Jahr zu Weihnachten statt; die „Wilde Maus“ erinnert lose an die großen Vergnügungen der Kindheit. Die Deutung, die Herrndorf dem Ereignis dann explizit gibt, ist trotz ihrer Kürze mehrfach lesbar: Die „Einsamkeit der letzten Jahre“ kann die bis dahin verbrachten „letzten Jahre“ des Einzelgängers Herrndorfs, die „letzten Jahre“ seines Lebens vor seinem Tod oder die Fortsetzung seiner ohnehin bestehenden und nun intensivierten Einsamkeit bezeichnen. Alle drei Deutungen

42 Vgl. JASTAL (2019, 462). Zum Vergleich mit Goetz: SCHUMACHER (2019, 58 f.).

43 Vgl. ARNDT (2018, 532).

44 Vgl. MICHELBACH (2016, 109).

45 Vgl. BURK (2015, 86).

führen jedoch letztlich darauf, dass das kleine Ereignis über den Moment seines Erlebens hinausgeht und mit der „Einsamkeit“ wo nicht die ‚Summe‘, so doch eine ‚Zwischensumme‘ des gesamten Lebens Herrndorfs darstellt.

Zugleich wird hieran deutlich, dass die konkrete Möglichkeit des eigenen Todes die spezifische Bedeutsamkeit der erzählten Ereignisse begründet. Wenn sich das konventionelle Erzählen populärer Prosa vorrangig an die Sukzession dynamischer Ereignisse bindet, die sich vom Alltag ihrer Figuren abheben, besteht das Außerordentliche von *Arbeit und Struktur* darin, dass es diese Konvention selbst als Journal nicht brechen muss. Nach der Diagnose hat Herrndorfs alltägliche Gegenwart ihre Alltäglichkeit verloren: Ebenso, wie sie ein Ereignis ist, das seine bisherige Alltäglichkeit im Ganzen aufhebt, begründet sie alle weiteren kleinen Ereignisse, die den Autor zur Umstellung seines Alltags nötigen. Abstrakter gefasst bedeutet dieser Umstand, dass selbst alltägliche Ereignisse nicht ‚einfach‘ geschehen. Innerhalb der Erzählung zeitigt die Krebsdiagnose eine Strukturfunktion, die jedes Ereignis auf den Tod Herrndorfs bezieht und es somit als eines bestimmt, das noch möglich gewesen ist.⁴⁶ Selbst ohne intensive und ausgearbeitete literarische Beschreibung lässt diese Emphase des Noch-Möglichen auch einfache Begebenheiten bedeutsam werden: „Das Schönste wie immer der Morgen. Wenn ich um halb sieben aus dem Haus trete, kommt als erstes ein dreibeiniger Hund angesprungen, freut sich, wie ich mich freue, und begleitet mich ans Meer“ (*AuS*, S. 202 f.) Die Zeitstruktur des Textes fällt hier mit seiner existenziellen Frage nach einem guten Leben trotz unheilbarer Krankheit zusammen. Es sind nicht nur die großen Möglichkeiten, für die es sich zu leben und von denen sich zu erzählen lohnt. Mit Blick darauf, was Herrndorf in seinem Leben noch erreichen will, heißt Weiterleben für ihn vor allem auch, die eigenen Pläne in einer momentweise erfüllten Gegenwart zu zerstreuen: noch einmal einen Morgen, der „wie immer“ das „Schönste“ eines Tages sein kann, erleben zu können – trotz der Läsionen, die sich der Hund und der Autor teilen.

IV. Coda. Die Emphase, dass „[d]as Schönste wie immer der Morgen“ sei, führt auf den Beginn des Textes zurück:

Ich bin vielleicht zwei Jahre alt und gerade wach geworden. Die grüne Jalousie ist heruntergelassen, und zwischen den Gitterstäben meines Bettes hindurch sehe ich in die Dämmerung in meinem Zimmer, die aus lauter kleinen roten, grünen und blauen Teilchen besteht, wie bei einem Fernseher, wenn man zu nah rangeht, ein stiller Nebel, in den durch ein pfenniggroßes Loch in der Jalousie hindurch bereits der frühe Morgen hineinflutet. Mein Körper hat genau die gleiche Temperatur und Konsistenz wie seine Umgebung, wie die Bettwäsche, ich bin ein Stück Bettwäsche zwischen anderen Stücken Bettwäsche, durch einen sonderbaren Zufall zu Bewußtsein gekommen, und ich wünsche mir, daß es immer so bleibt. Das ist meine erste Erinnerung an diese Welt. Angeblich wächst die Sentimentalität mit dem Alter, aber das ist Unsinn. Mein Blick war von Anfang an auf die Vergangenheit gerichtet. Als in Garstedt das Strohdachhaus abbrannte, als meine Mutter mir die Buchstaben erklärte, als ich Wachsmalstifte zur Einschulung bekam und als ich in der Voliere die Fasanenfedern fand, immer dachte ich zurück, und immer wollte ich Stillstand, und fast jeden Morgen hoffte ich, die schöne Dämmerung würde sich noch einmal wiederholen. (*AuS*, S. 7)

⁴⁶ Vgl. hierzu die korpuslinguistischen Befunde von MEIER (2019, 362, 365).

Der Text fasst einen vielfachen Beginn: den Beginn eines Blogs, das dazu auffordert, mit der Lektüre des Eintrags „Dämmerung“ zu beginnen; den Beginn eines Buches, das mit dem Kapitel „Dämmerung“ beginnt; den Beginn eines Tages; und zwar desjenigen Tages, an dem das Bewusstsein und die Erinnerung daran einsetzen. Damit handelt es sich um den Beginn einer Autobiographie, die nicht nur von einzelnen Lebensphasen erzählen, sondern das ganze Leben von Anfang bis Ende umschließen will.⁴⁷ Das Ende dieses Beginns erzählt dann von der Geburt eines Autors – Alphabetisierung und Schreibwerkzeug – als einem nostalgischen Kind. Denn was „früh sich einst dem trüben Blick gezeigt“,⁴⁸ soll hier im ungreifbaren Schein der ‚Dämmerung‘ noch einmal festgehalten werden, „was verschwand“⁴⁹ als Schrift noch einmal zur Wirklichkeit finden.

Zugleich handelt es sich um einen Beginn vor einem Beginn. Bevor der Text in die datierte Zeit des Journals eintritt,⁵⁰ äußert er das Begehren seines Autors: „[I]mmer wollte ich Stillstand, und fast jeden Morgen hoffte ich, die schöne Dämmerung würde sich noch einmal wiederholen.“ Die Benennung dieses Begehrens lässt sich an zwei Zeitpunkten verorten. Zum einen erinnert sich der erwachsene Autor daran, was er als Kind „fast jeden Morgen hoffte“. Zum anderen tritt der inzwischen verstorbene Autor seinen Leserinnen und Lesern als jemand gegenüber, dessen Blick „von Anfang an auf die Vergangenheit gerichtet“ war. Ist Herrndorfs beständiges Begehren des Stillstands auch Movens von *Arbeit und Struktur*, richtet es sich zunächst auf etwas schlechthin Unmögliches. Bereits der erste Moment der „Dämmerung“ lässt ihn den Stillstand nicht wirklich erfahren, sondern bloß „wünsche[n], daß es immer so bleibt.“ Das Besondere des erzählten Moments ist, dass jener Wunsch noch erfüllbar scheint, sofern es sich um den kurzen Augenblick handelt, in dem das Subjekt sich und den Moment bereits wahrnimmt, aber noch nicht erfahren hat, dass dieser Moment enden muss. Der Augenblick und der Schein seiner Möglichkeit vergehen. Der mit ihm enttäuschte Wunsch bleibt dennoch erhalten. Statt auf die Dauer richtet er sich nun auf die Wiederholung des Moments: „[F]ast jeden Morgen hoffte ich, die schöne Dämmerung“ des ersten, noch unvergangenen Tages „würde sich noch einmal wiederholen.“ Doch enttäuscht wird auch dies: Man kann zwar wiederholt, aber nie wieder zum ersten Mal erwachen.

Das, was mit dem Stillstand vorgestellt wird, kann nicht wirklich gewollt werden: Momente bestehen darin, dass sie vergehen, und lassen sich in ihrer Singularität nicht wiederholen. Selbst wenn Herrndorfs Begehren erfüllt werden könnte, höbe dies mit dem Fortlauf der Zeit gerade dasjenige auf, worin und weswegen sich das Begehren überhaupt erst gebildet hatte. Doch indem der Text diese Unmöglichkeit beschreibt, vollzieht er zugleich eine gegenläufige Bewegung. Wenn die Besonderheit des erzählten Moments darin besteht, dass der Stillstand ihn ihm möglich schien, kann das Erzählen ihn zum Schein wiederholen: „Ich bin vielleicht zwei Jahre alt und gerade wach geworden.“ Ohne einklammerndes Vorzeichen, dass hier bloß an etwas erinnert würde, hebt der Beginn der Erzählung im Präsens an und überführt die einstige Gegenwart des Erzählten in die Gegenwart des

47 Vgl. FASSIO (2019, 321).

48 GOETHE (2018, 11).

49 GOETHE (2018, 11).

50 Vgl. SIEGEL (2016, 353).

Erzählens. Ohne eine vollkommene, distanzlose Illusion herstellen zu müssen, gewinnt der Moment hierin bildhaft Gestalt: bildhaft, sofern das Kind den Schein der Dämmerung als etwas wahrnimmt, das sich kaum bewegt, in seinen Einzelheiten aus „lauter kleinen roten, grünen und blauen Teilchen“ leise flimmernd hervortritt und so für einen Augenblick auf der Schwelle zwischen Nacht und Tag stillzustehen scheint; bildhaft erzählt, in lediglich additiven Verknüpfungen, mit denen seine lange oder kurze Weile unbestimmt bleibt. Eine emphatische Lektüre kann sich demgegenüber selbst für einen Moment stillstellen und das gegebene Bild immer wieder entstehen lassen: so dass die „schöne Dämmerung sich noch einmal“, wenn auch anders wiederholt.⁵¹

Literaturverzeichnis

- ARNDT, Christiane (2018, 519–539): Das eigene Grab sehen. Narrative Implikationen medizinischer Abbildungen in Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ im Vergleich mit Thomas Manns „Der Zauberberg“. In: *ZfGerm NF*, 28. Jg., H. 3.
- BALINT, Lilla (2016, 1–19): *Sickness unto death in the Age of 24/7. Wolfgang Herrndorf's Arbeit und Struktur*. In: *Studies in 20th & 21st Century Literature*, Bd. 40, H. 2.
- BURK, Maximilian (2015, 85–99): „dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken.“ Wolfgang Herrndorfs Arbeit und Struktur. In: A. Klappert (Hrsg.): *Wolfgang Herrndorf*. Weimar.
- DAIBER, Jürgen (2018, 59–73) Schreiben als Immunaktivität – das Paradigma des expressiven Schreibens am Beispiel von Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. In: S. Arnold u. a. (Hrsg.): *Sich selbst erzählen. Autobiographie – Autofiktion – Autorschaft*. Kiel.
- FASSIO, Marcella (2019, 303–328): „Ich erfinde nichts, ist alles, was ich sagen kann“. Praktiken der Subjektivierung zwischen Privatheit und Inszenierung in Wolfgang Herrndorfs Blog *Arbeit und Struktur*. In: C. Aldenhoff u. a. (Hrsg.): *Digitalität und Privatheit. Kulturelle, politisch-rechtliche und soziale Perspektiven*. Bielefeld.
- FIGAL, Günther (2015, 15–23): Muße als Forschungsgegenstand. In: *Muße*, Bd. 1.
- FUCHS, Thomas (2015, 102–109): Zeiterfahrung in Gesundheit und Krankheit. In: *Psychotherapeut*, Bd. 60.
- GÄRTNER, Marcus, Kathrin PASSIG (2013, 443–445): Nachwort. In: HERRNDORF (2013).
- GLÜCK, Florian (2021, 93–99): Wolfgang Herrndorfs Nachleben. In: *Merkur*, 75. Jg., H. 868.
- GOETHE Johann Wolfgang (2018): *Faust. Texte* [1808/1832]. Hrsg. v. A. Schöne. Frankfurt a. M.
- HEIDEGGER, Martin (1976): *Sein und Zeit* [1926]. Tübingen.
- HERRNDORF, Wolfgang (2013): *Arbeit und Struktur*. Berlin.
- HUSSERL, Edmund (1928): *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*. Halle.
- JAŚTAL, Katarzyna (2019, 459–469): Wolfgang Herrndorfs *Arbeit und Struktur*: Autobiografisches Schreiben am Rande des Lebens. In: J. Kita-Huber, K. Kupczyńska (Hrsg.): *Autobiografie intermedial. Fallstudien zur Literatur und zum Comic*. Bielefeld.
- KLATT, Andrea (2019, 377–398): Intensitäten. Text und Rezeption von Arbeit und Struktur. In: M. N. Lorenz (Hrsg.): „Germanistenschieß“. Beiträge zur Werkpolitik Wolfgang Herrndorfs. Berlin.
- KLUPP, Thomas (2017, 221–237): Schreibend sterben. Wolfgang Herrndorfs Journal „Arbeit und Struktur“. In: T. Tholen, W. Moennighoff, W. v. Bernstorff (Hrsg.): *Große Gefühle – in der Literatur*. Hildesheim.
- LACAN, Jacques (1997): *Das Seminar, Buch III: Die Psychosen*. Übers. v. M. Turnheim. Weinheim, Berlin.

51 Vgl. SCHUMACHER (2019, 61), BURK (2015, 96).

- MEIER, Simon (2019, 343–375): Arbeit und [Text]Struktur – Korpuslinguistische Perspektiven. In: M. N. Lorenz (Hrsg.): „Germanistenscheiß“. Beiträge zur Werkpolitik Wolfgang Herrndorfs. Berlin. MARTÍNEZ, Matías, Michael SCHEFFEL (2012): Einführung in die Erzähltheorie. 9., erw. u. aktual. Aufl. München.
- MICHELBACH, Elisabeth (2016, 107–129): „Dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken“. Wolfgang Herrndorfs Blog und Buch „Arbeit und Struktur“ zwischen digitalem Gebrauchstext und literarischem Werk. In: I. Kreknin, C. Marquardt (Hrsg.): Das digitalisierte Subjekt. Grenzbereiche zwischen Fiktion und Alltagswirklichkeit. Textpraxis. Digitales Journal für Philologie, H. 2 [= Sonderausgabe #1], <<https://www.textpraxis.net/sonderausgabe-1>>, zuletzt: 12.9.2022.
- SCHUMACHER, Eckhard (2019, 33–70): Arbeit, Struktur, Abfall. Wolfgang Herrndorf im Netz. In: M. N. Lorenz (Hrsg.): „Germanistenscheiß“. Beiträge zur Werkpolitik Wolfgang Herrndorfs. Berlin.
- STIEGEL, Elke (2016, 348–372): „die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz“. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zwischen Tagebuch, Blog und Buch. In: ZfGerm NF, 26. Jg., H. 2.
- WILLEMSSEN, Roger (2014): Momentum. Frankfurt a. M.

Abstract

Die narratologische und phänomenologische Lektüre von Herrndorfs in vielerlei Hinsicht außerordentlichen Bestseller befragt den Text auf seine beschriebene und entwickelte Zeitlichkeit: als die eines Lebens und Schreibens, dem der Tod zu einer konkreten und zeitnahen Möglichkeit geworden ist. Ausgehend von der von vielen Leserinnen und Lesern geteilten Leseerfahrung der Bedeutsamkeit und des eigentümlichen ‚Sog‘ des Textes wird *Arbeit und Struktur* hinsichtlich der Praktiken des Schreibens und seiner Medien, des hieraus von Herrndorf entwickelten ‚Lebenszeitbewusstseins‘ und als dichte ‚Lebenszeiterzählung‘ *sui generis* beschrieben.

This narratological and phenomenological reading of Herrndorf’s extraordinary bestseller analyses the text with regard to the temporality it describes and the temporality it develops: the temporality of a lifetime and of a writing process for which death has become a concrete, imminent possibility. Based on the broadly shared reading experience of the meaningfulness (‚Bedeutsamkeit‘) and the peculiar ‚pull‘ of the text, *Arbeit und Struktur* is discussed regarding the practices of writing and its media, the ‚lifetime consciousness‘ Herrndorf developed through this, and as a dense ‚lifetime narrative‘ *sui generis*.

Keywords: Krankheit, Lebenszeit, Medien und Praktiken des Schreibens, Narratologie, Phänomenologie

Anschrift des Verfassers: Friedrich Weber-Steinhaus, Humboldt-Universität zu Berlin, Sprach- und literaturwissenschaftliche Fakultät, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, D–10999 Berlin, <friedrich.ws@googlemail.com>